Von Mensch zu Mensch
Was uns verbindet.

Handreichung für den Gottesdienst am Diakonie-Sonntag 2026

Von Diakonie-Direktorin Pfarrerin Maria Katharina Moser

„Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geist der Brüderlichkeit begegnen." So beginnt die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte. Auf dieser Einsicht und Grundhaltung baut unser Zusammenleben in liberalen Demokratien.

Doch dieses Fundament scheint ins Wanken gekommen. Autoritarismus und die Sehnsucht nach einem „starken Führer" sind, wie Studien zeigen, im Steigen begriffen. Und 2025 war das Jahr des Dammbruchs in Sachen Unteilbarkeit der Menschenrechte: Familienzusammenführungen für Menschen, die in Österreich Schutz zugesprochen bekommen haben, wurden ausgesetzt – und damit das Menschenrecht auf Familie. Wenn man bei einem Menschenrecht und einer Gruppe anfängt – wo wird das enden? müssen wir fragen.

Was Not tut in dieser gesellschaftlichen Großwetterlage, ist der Blick auf das, was uns verbindet. Das Verbindende wollen wir am Diakonie-Sonntag 2026 ins Zentrum stellen. Was uns verbindet, das ist zuerst und zuvorderst die Würde, die allen Menschen und jedem Menschen zukommt – qua Menschsein. Denn in jedem Menschen ist das Ebenbild Gottes zu erkennen (1 Mose 1,27).

Impuls 1: Das Lied „Von Mensch zu Mensch eine Brücke bauen"

„Von Mensch zu Mensch eine Brücke bauen" – ich habe dieses Sing-Spiel geliebt als Kind. Zwei Kinder sind sich gegenübergestanden, haben einander die Hände gereicht, sie hochgehalten, so eine Brücke gebaut und gesungen: „Von Mensch zu Mensch eine Brücke bauen, dem anderen in die Augen schauen. In jedem Menschen das Gute sehen und nicht (drei Mal klatschen) an ihm vorübergehen." Dann haben wir uns die Hand geschüttelt, sind zum nächsten Kind weiter gegangen und haben wieder von vorne begonnen zu singen: „Von Mensch zu Mensch eine Brücke bauen ..."

Es gibt auch Versionen des Liedes, in denen es heißt „in jedem Menschen Jesus sehen" oder „in jedem Menschen Christus sehen". Noch grundlegender könnten wir singen: „in jedem Menschen den Menschen sehen".

Das Lied ist gleichzeitig Programm und Fragestellung für den Diakonie-Sonntag 2026: Brücken bauen heißt, Verbindung herzustellen, Verbundenheit zum Ausdruck zu bringen. Wenn wir das tun und dem:der anderen in die Augen schauen – was sehen wir dann in ihm:ihr? Gottes Ebenbild, sagt uns die Bibel.

Impuls 2: Gleiches Menschsein in der Bibel

„Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst, und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst?“ fragt der:die Beter:in in Psalm 8,5. *Die* Antwort auf die Frage nach dem Menschen gibt der erste Schöpfungsbericht: „Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie als Mann und Frau.“ (1 Mose 1,27). Auch Psalm 8 steht in dieser Tradition, dort heißt es weiter: „Du hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott, mit Ehre und Herrlichkeit hast du ihn gekrönt.“ (Psalm 8,6)

Der Mensch als Geschöpf und Ebenbild Gottes ist die biblische Urformel für die gleiche Menschenwürde aller Menschen. Entsprechend formuliert die Generalsynode im Dokument „Diakonie – Standortbestimmung und Herausforderungen“: „Die Menschenrechte und die Teilhabe aller gründen in der Würde des Menschen, die nach christlichem Glauben nicht im menschlichen Belieben liegt, sondern in der Gottebenbildlichkeit gründet und in der Schöpfung, die allen geborgt und anvertraut ist.“

Es liegt also nahe, Gen 1,27 als Predigttext für den Diakonie-Sonntag 2026 zu wählen. Wer aber vom gewohnten Pfad abweichen und einen kaum bekannten Text predigen will, dem sei ein Abschnitt aus einer apokryphen Schrift vorgeschlagen: Weisheit 7,1-7. Auch wenn das Buch Weisheit Salomons, weil auf Griechisch verfasst und mithin nicht Teil des hebräischen Kanons, von Martin Luther der „Heiligen Schrift nicht gleichgehalten“ wurde, galt es dem Reformator doch als „nützlich und gut zu lesen“.

Gut zu lesen ist Weisheit 7,1-7, weil der Text Einspruch gegen ein Stereotyp erhebt: Dem Königtum wurde in biblischen Zeiten beinahe mythologische Züge verliehen, insbesondere König Salomo erschien in seiner Weisheit quasi von Natur aus überlegen. Weisheit 7,1-7 konterkariert diese stereotypen Erwartungen: König Salomon – ein Mensch wie alle anderen.

> *1 Auch ich bin ein sterblicher Mensch wie alle andern, ein Nachkomme des ersten aus Erde geschaffenen Menschen, und bin Fleisch, im Mutterleib 2 zehn Monate lang gebildet, im Blut zusammengeronnen aus Mannessamen und der Lust, die im Beischlaf dazukam. 3 Auch ich habe, als ich geboren war, Atem geholt aus der Luft, die allen gemeinsam ist, und bin gefallen auf die Erde, die alle in gleicher Weise trägt; und Weinen war wie bei allen mein erster Laut; 4 und ich bin in Windeln gelegt und voll Fürsorge aufgezogen worden. 5 Denn selbst ein König hatte niemals einen andern Anfang seines Lebens, 6 sondern alle haben denselben Eingang in das Leben und auch den gleichen Ausgang. 7 Deshalb betete ich, und mir wurde Einsicht gegeben; ich rief den Herrn an, und der Geist der Weisheit kam zu mir.*

Der Abschnitt 7,1-7 steht im Zentrum des so genannten Salomo-Monologs (Weish 6–9). Der Verfasser lässt König Salomo in der Ich-Form sprechen. Eine literarische Fiktion, die der Autorisierung der dargestellten Weisheitslehre dient – die Schrift entstand im hellenistisch-jüdischen Milieu Alexandrias im 1. Jh. v. Chr.

„Auch ich“, so hebt (der literarische) Salomo an – die Stoßrichtung der folgenden Worte ist programmatisch: Salomo reiht sich ausdrücklich in die *conditio humana* ein. Er ist ein

sterblicher Mensch. Wie alle anderen. Und wie alle Menschen stammt er von Adam, dem „Erdling“, den Gott aus Staub geformt und dem er den Lebensatem eingehaucht hat (1 Mose 2,7). Besonders auffällig ist die lebensnahe Beschreibung von Zeugung, Schwangerschaft und Geburt in Vers 2, Körperflüssigkeiten und Beischlaf inklusive. Diese radikale Leiblichkeit entzieht die königliche Herkunft jeglicher Idealisierung und kann exegetisch als Abgrenzung gegenüber hellenistischen Herrscherideologien verstanden werden, die Königen häufig eine göttliche oder zumindest außergewöhnliche Abstammung zuschrieben. Geburt erscheint hier nicht als heroischer Beginn, sondern als passives Geschehen, das den Menschen von Anfang an in Abhängigkeiten verortet.

In den folgenden Versen wird die menschliche Gleichheit weiter konkretisiert. Salomo atmet „die gemeinsame Luft“, fällt „auf dieselbe Erde“ und beginnt sein Leben mit Weinen – ein Motiv, das, ebenso wie der Hinweis auf Windeln und Fürsorge, die fundamentale Bedürftigkeit des Menschen betont.

Weish 7,5 stellt den Kulminationspunkt der Argumentation dar: Ein König kommt ins Leben und geht aus diesem Leben wie jeder und jede andere auch. Die Universalität der menschlichen Existenz wird hier explizit auf die Herrscherklasse bezogen. Damit unterläuft der Text jede Form sakral legitimierter Machtanthropologie. Weisheit wird nicht als Bestandteil königlicher Natur präsentiert, sondern als Ziel, dem auch Könige erst zustreben müssen. Gerade die Betonung der radikalen Gleichheit aller Menschen bildet die Voraussetzung dafür, Weisheit konsequent als Geschenk Gottes zu verstehen – und den Menschen als Beschenkten.

Impuls 3: Stereotype überwinden

Ein Mensch wie alle anderen – eben das wird in Menschen mit sozialen Problemen oft *nicht* gesehen. Es gehört zum Umgang unserer Gesellschaft mit sozialen Problemen, in den Betroffenen nur das Problem zu sehen: in den Armen hierzulande nur die Sozialhilfeempfänger, in den Slumbewohner:innen in Afrika nur Armut, Gewalt und AIDS, in Menschen mit Demenz nur die Krankheit, in Obdachlosen nur die gescheiterten Alkoholiker, in Asylwerbern nur die Kriegsopfer oder Wirtschaftsflüchtlinge. Menschen werden reduziert auf ihr Problem. Sie werden identifiziert mit ihrem Problem, und das Problem wird zu ihrer Identität.

Der berühmte Soziologe Georg Simmel hat schon 1908 in seinem Essay „Der Arme“ festgestellt, dass das Schlimme an der Armut ist, dass der Arme in den Augen anderer einfach nur arm ist – und nichts weiter. „Der Arme wird als Armer behandelt, unabhängig von allen anderen Qualitäten seiner Persönlichkeit.“ Christine erfährt das am eigenen Leib. Irgendwann ging es einfach nicht mehr. Christine stand kurz davor, ihre Wohnung zu verlieren. Also ist sie doch aufs Amt gegangen, Sozialhilfe beantragen. „Es ist einfach demütigend“, erzählt Christine. „Am Magistrat hat eine Sachbearbeiterin zu mir gesagt: Warum suchen Sie sich keinen Mann, der Sie erhält?“

Tatsächlich holt sich ein Drittel der Menschen, die Anspruch auf Sozialhilfe hätten und sie dringend brauchen würden, diese Sozialleistung gar nicht ab. Der Grund: soziale Scham.

Armutsbetroffene werden zum Objekt des Blickes anderer, die in ihnen „Sozialschmarotzer“ sehen, die sie mit Stereotypen belegen wie nicht leistungswillig oder selber schuld.

Stereotype sind Überzeugungen, dass bestimmte Eigenschaften für eine Gruppe von Personen charakteristisch sind. Unterschiede zwischen Individuen verschwinden. Die Person selber verschwindet hinter dem Stereotyp, ihre Fähigkeiten, Leistungen und Eigenschaften werden unsichtbar, sie erfährt keine soziale Wertschätzung, im Gegenteil. Als *stereotype threat* bezeichnet die Soziologie, wenn die Identität von Personen dergestalt durch Stereotype bedroht wird.

Die Ökonominnen Karla Hoff und Priyanka Pandey haben die Wirkung des *stereotype threat* in einem Feldversuch untersucht: Auf einem Dorfplatz in Indien sitzen Kinder, die aus verschiedenen Kasten kommen, über Papier gebeugt, rechnen und schreiben. In einem ersten Durchgang schneiden die Kinder aus den niederen Kasten etwas besser ab als Kinder aus höheren Kasten. Niemand wusste, welches Kind welcher Kaste angehört. Dann geben Hoff und Pandey den Kindern neue Aufgaben. Bevor sie sich an die Arbeit machen, muss jedes Kind vortreten und sich mit Namen, Dorf und Kastenzugehörigkeit vorstellen. Das Ergebnis: Die Leistungen der Kinder aus den unteren Kasten sind jetzt deutlich schlechter. Dieser Effekt zwischen Kindern aus reicheren und ärmeren Elternhäusern wurde auch bei Studien in den USA und in Europa festgestellt. Wenn man eine Gruppe mit negativen Stereotypen belegt, dann bleibt das nicht ohne Wirkung. Wer damit rechnet, als unterlegen zu gelten, bringt schlechtere Leistungen.

So werden Menschen mit sozialen Problemen stigmatisiert. Sie werden zu Opfern – und in der Folge auch zu Objekten von Hilfe. Und wenn sie sich nicht benehmen wir ein anständiges Opfer, werden sie zu einer Art Täter, der keine Hilfe verdient. Aber Menschen mit sozialen Problemen sind mehr und etwas anderes als ihr Problem. Sie sind einmalige Personen mit Würde. Sie haben Wünsche und Träume, sie denken und handeln, sie ringen mit den Umständen, unter denen sie leben, sie leiden, machen Fehler, erleben Schönes, freuen sich, strengen sich an. Wie jeder Mensch.

Impuls 4: Was uns verbindet – gleiche Würde, gleiche Bedürfnisse, gleiche Rechte

Wie jeder Mensch – die Antwort auf die Frage, was den Menschen als Menschen ausmacht, ist eine universale Antwort, sie trifft auf alle Menschen zu: Arme und Reiche, Landbewohner und Stadtbewohnerinnen, Menschen mit und ohne Behinderungen, Menschen jedweden Alters und Geschlechts, jedweder Nationalität, Religion und sexueller Orientierung. Die Idee der Menschenwürde, die dem Menschen qua Menschsein zukommt, die nicht von Eigenschaften oder Leistungen abhängig ist, die unantastbar und unverlierbar ist, speist sich aus verschiedenen Denkrichtungen und Traditionen. Der Sozialphilosoph Hans Joas spricht von einem „Prozess der Sakralisierung der Person“. Gerade diese Sakralität der Person wurde im Nationalsozialismus, der zwischen „lebenswert“ und „lebensunwert“ unterschieden hat, verletzt – und wird es auch heute noch überall dort, wo die Nation oder die ethnische Herkunft oder die Klasse oder der gesellschaftliche Status anstelle des Menschen sakralisiert wird.

Wir haben Lehren aus der Geschichte gezogen, Gott sei Dank. Am 10. Dezember 1948 proklamiert die Generalversammlung der Vereinten Nationen die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte. Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Alle. Das heißt: jede und jeder einzelne. Die Menschenrechte buchstabieren die Menschenwürde aus. Sie sagen, was garantiert sein muss, damit die Menschwürde geachtet wird.

Was sehen wir, wenn wir von Mensch zu Mensch eine Brücke bauen und einander in die Augen schauen? Dann sehen wir, dass der:die andere Bedürfnisse hat – so wie ich auch. Ich brauch was zum Essen – du brauchst was zum Essen. Ich brauch Arbeit – du brauchst Arbeit. Ich brauch eine Ärztin – du brauchst eine Ärztin. Ich brauch Freunde – du brauchst Freunde. Ich will lernen – du willst lernen. Ich will frei sein – du willst frei sein. Die Menschenrechte adressieren den Menschen als Bedürfniswesen. Die Menschenrechte wollen die grundlegenden immateriellen und materiellen Güter verbriefen, die Menschen brauchen, um das Leben leben zu können, das sie – aus guten Gründen – gerne leben möchten: Leben, Freiheit und Sicherheit der Person, körperliche Unversehrtheit, Nahrung, Medizin, Wohnraum, Bildung, Arbeit, Familie, Wahlrecht, Versammlungsfreiheit, Meinungs-, Gewissens- und Religionsfreiheit, etc. „Personen ohne angemessene Ausstattung mit Gütern sind schlicht nicht frei." So bringt es die Wiener Philosophin Herlinde Pauer Studer auf den Punkt.

Nach den Bedürfnissen und nach den immateriellen und materiellen Gütern, die jeder Mensch braucht, um ein freies Leben führen zu können, zu fragen, ist ein Weg, um dem, was uns verbindet, auf die Spur zu kommen. Ein anderer Weg, den die Philosophin Martha Nussbaum vorgeschlagen hat, ist, nach den Fähigkeiten zu fragen, die der Mensch als Mensch hat – und nach den Bedingungen, unter denen alle Menschen ihre Fähigkeiten entwickeln können. Nussbaum nennt z.B. die Fähigkeit, nicht vorzeitig zu sterben, sich guter Gesundheit zu erfreuen, unnötigen Schmerz zu vermeiden, die fünf Sinne zu benutzen, zu denken und zu urteilen, in Beziehung mit anderen zu leben, eine eigene Vorstellung vom guten Leben zu entwickeln, politische Beteiligung, aber auch Humor und Spiel. Diese Fähigkeiten verbinden uns.

Impuls 5: Verbindungen sichtbar machen

Was uns verbindet, kann im Gottesdienst auf unterschiedliche Weise (kreativ) sichtbar gemacht werden:

- Naheliegend ist, das Lied „Von Mensch zu Mensch eine Brücke bauen" mit Bewegungen zu singen/tanzen.
- Im Kirchenraum verteilt sind mehrere Personen, die in Vorbereitung auf den Gottesdienst überlegt haben, was sie miteinander und mit anderen Menschen verbindet: Bedürfnisse, Gefühle, anthropologische Grundbestimmungen, Träume, Hoffnungen, etc. Das Verbindende wurde in Form von Sätzen nach diesem Muster notiert: „Ich brauch einen Arzt – du brauchst einen Arzt." „Ich brauch Freundschaft – du brauchst Freundschaft." „Ich will lachen – du willst lachen." „Ich will frei sein – du willst frei sein." „Ich wünsch mir Frieden – du wünschst dir Frieden." „Ich bin manchmal traurig – du bist manchmal traurig." „Ich habe Träume – du hast Träume." „Ich habe Hunger – du hast

Hunger.“ Etc.
Eine Person sagt „Ich brauche eine Dusche – du brauchst eine Dusche“ und wirft einen Wollknäuel weiter zu einer weiteren Person, die den nächsten Satz sagt „Ich brauche Wertschätzung – du brauchst Wertschätzung“ und anschließend den Wollknäuel wieder weiter wirft. Jede Person behält den Faden in der Hand. So spannt sich ein Netz der Verbundenheit im Kirchenraum.
Spontane Gemeinden können – mit entsprechender Anleitung – auch direkt im Gottesdienst überlegen, was Menschen miteinander verbindet.

- Wenn Menschen einander vier Minuten in die Augen schauen, bringt sie das einander näher, sagt der Psychologe Arthur Aron. Amnesty International hat diesen Gedanken aufgegriffen und in Berlin ein Experiment gestartet: Europäer:innen und nach Europa Geflüchtete sitzen einander gegenüber und schauen einander vier Minuten in die Augen. So werden aus Stereotypen und Statistiken Menschen mit Gesichtern, Geschichten, Träumen, Zielen. Ein Film zeigt dieses Experiment. Er kann am Diakonie-Sonntag gezeigt werden. Oder die Gemeinde wagt selbst ein Vier-Minuten-Experiment.
  Der Film „Look beyond borders. 4 minutes experiment” ist abrufbar unter:
  https://www.youtube.com/watch?v=f7XhrXUoD6U
- Gemeinsames Beten des Menschenrechtsbekenntnisses von Gerd Theißen.

Impuls 5: Menschenrechtsbekenntnis

Wir bekennen vor Gott:
Menschenrechte gelten für alle Menschen
in allen Völkern und Kulturen.
Gott hat alle Menschen gleich geschaffen.
Alle sind sein Ebenbild,
Männer und Frauen.
Alle haben unwiderruflich das Recht,
Rechte zu haben,
das RECHT AUF LEBEN,
das RECHT AUF FREIHEIT,
das RECHT AUF TEILHABE an allem,
was gut für uns ist.

Jeder Mensch hat ein RECHT AUF LEBEN.
Seine Würde ist heilig,
sein Leben unantastbar.
Keiner darf verletzt,
keiner gefoltert,
keiner zum Tode verurteilt werden.

Jeder Mensch hat ein RECHT AUF FREIHEIT.
Niemand darf ohne Richterspruch gefangen sein.
Jeder hat ein Recht auf faires Verfahren,

auf Privatsphäre und Eigentum.
Jeder darf reisen, wohin er will,
Jeder seinen Beruf wählen,
seine Meinung sagen,
seine Religion ausüben,
zu einer anderen Religion wechseln
oder religionslos sein.
Die Wissenschaft ist frei.

Alle Menschen haben ein RECHT AUF TEILHABE
am gemeinsamen Leben.
Alle dürfen sich versammeln
mit wem sie wollen.
Alle sind verpflichtet,
sich dafür einzusetzen,
dass Hungrige satt,
Kranke versorgt,
Flüchtlinge gerettet werden,
Behinderte am Leben teilnehmen können,
Kinder betreut werden.
Bildung ist ein Menschenrecht.

Werden Menschenrechte verletzt,
muss man Gott mehr gehorchen als Menschen.
Werden Menschenrechte gekreuzigt,
hoffen wir,
dass sie auferstehen
in Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit
zur Bewahrung der Schöpfung.
Dazu helfe uns Gott.

(Gerd Theißen)

Zum Weiterlesen/schauen:

Thomas Schlag/Jasmine Suhner, Menschenwürde (2021), abrufbar unter:
https://www.die-bibel.de/ressourcen/wirelex/6-inhalte-iii-systematisch-theologische-didaktik/menschenwuerde